

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 5

Artikel: Was haben Sie Ihrem Vater zu verdanken? : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



WAS HABEN SIE IHREM VATER ZU VERDANKEN?

Antworten auf unsere Rundfrage

Wir baten unsere Leser, in der Wiedergabe ihrer Erinnerungen von Allgemeinheiten abzusehen und sich auf die Erwähnung bestimmter väterlicher Lebensweisheiten, erzieherischer Eingriffe und Beeinflussungen zu beschränken, die sich im spätern Leben als besonders wertvoll erwiesen haben. Wir wussten wohl, wie schwer die Erfüllung dieses Wunsches war. Unsere Dankbarkeit gründet sich gerade den allernächsten Angehörigen gegenüber eben nicht auf ein bestimmtes Verhalten in einem einzelnen Fall. Es handelt sich vielmehr um ein allgemeines Dankbarkeitsgefühl, über dessen Gründe wir uns im einzelnen keine Rechenschaft geben. Dennoch waren wir gezwungen, uns in der Auswahl der Beiträge auf jene zu beschränken, in denen es gelungen ist, vom all-

gemeinen Gefühl der Dankbarkeit zum besondern soweit vorzudringen, dass es für den Ausstehenden verständlich und damit wertvoll ist,

Das Ergebnis der Rundfrage zeigt, dass es für die Väter keinen bestimmten Weg gibt, um sich die Dankbarkeit der Kinder zu sichern. Strenge und Milde, das Eingehen auf Wünsche und Eigenheiten, und das Gegenteil davon, beides kann richtig sein. Was sich beim einen Vater dem einen Kinde gegenüber bewährt, wäre bei einem andern Vater einem andern Kinde gegenüber falsch. Es gibt eben hier, wie überall im Leben, kein für alle gültiges Rezept. Es hat zwar für jeden Vater, jedem Kinde gegenüber einen richtigen Weg; aber er ist für jeden Vater, jedem Kinde gegenüber wieder ein anderer.

Die Träne

Mein Vater war Gemeindepräsident und Bauer. Er war äusserst wortkarg und gab sich mit uns Kindern nicht viel ab. Wenn er beim Essen sprach, so betraf es fast ausschliesslich Gemeindeangelegenheiten,

und zwar solche äusserst prosaischer Art: Kanalisationen, Strassenverbesserungen, Anschaffung einer neuen Spritze für die Feuerwehr usw. Diese nüchternen Gespräche waren mir äusserst langweilig, überhaupt hatte ich das Gefühl, mein

Vater sei so verschieden von mir, der ich Dramen las und sogar Gedichte schrieb, dass ich manchmal gar nicht begreifen konnte, dass das gleiche Blut in unsern Adern rolle.

Dann kam das Erlebnis, das einen entscheidenden Einfluss auf mein Leben hatte, und für das ich meinem Vater heute noch dankbar bin. Es wurde in unserm Dorf eine Augustfeier veranstaltet. Als die Flammen des Augustfeuers aufloderten, sangen die Schulkinder « Rufst du, mein Vaterland ». Die Erwachsenen sangen nicht mit; das war dazumal bei uns nicht üblich. Als ich zufällig einen Blick auf das Gesicht meines Vaters warf, sah ich zu meinem ungeheuren Erstaunen, dass ihm Tränen über die Wangen liefen.

Ich hatte meinen Vater bis jetzt noch nie weinen gesehen, nicht einmal, als mein dreijähriges Schwesterchen durch einen Unglücksfall ums Leben kam. Ich war vollkommen fassungslos, eine Wand stürzte zusammen, und eine Welt tat sich auf. Was musste das für ein Land sein, dieses Vaterland, dass der Gedanke daran sogar meinen Vater zu Tränen bringen konnte!

In jenem Moment kam es über mich wie der Heilige Geist über die Jünger an Pfingsten. Der Funke des Patriotismus, der bisher in mir geglüht hatte, loderte zu einer Flamme auf, die seither nie mehr erlosch.

Ich habe mein Leben später der Oeffentlichkeit gewidmet, konkret gesprochen, ich bin Regierungsrat geworden. Wenn es mir in dieser Tätigkeit gelang, trotz den Widerwärtigkeiten der nüchternen Tagespolitik immer wieder mit Begeisterung an die Arbeit zu gehen, so verdanke ich das meinem Vater, der diese Begeisterung im richtigen Augenblick entfachte, allerdings ohne dass er es wusste. Ich habe ihm dieses Erlebnis nie erzählt. Es wäre ihm sicher peinlich gewesen, darüber zu reden. Ich weiss heute, dass er zu jenen zahlreichen Schweizern gehörte, welche ihre schönsten Gefühle

deshalb verbergen, weil sie ihnen zu heilig sind, um gezeigt zu werden.

Der Brief

Ich hatte damals, noch sehr jung, meinen Mann, gleichzeitig mein einziges Kind und dazu das ganze Vermögen verloren. Ich befand mich wegen zerrütteter Nerven in einem Sanatorium. Der Gedanke, meinem verdorbenen Leben ein Ende zu machen, war zur fixen Idee geworden.

Da erhielt ich einen Brief meines Vaters, in welchem dieser, Arzt von Beruf, mir den Rat erteilte, ich solle jeden Abend eine genaue Bilanz meines Tages machen, und ich werde sehen, dass jeder Tag, sei er auch in meinen Augen noch so schwarz gewesen, mir doch irgendeine kleine Freude gebracht habe oder sonst irgend etwas, für das es sich gelohnt habe, nicht zu verzweifeln, weiterzukämpfen und weiterzuleben. Ich solle aber, was mir Gutes geschehen sei und wohl getan habe, nicht nur in meinem Kopf und meinem Herzen, sondern in einem Heft oder Büchlein notieren, um es nicht wieder zu vergessen.

So habe ich es gemacht, und es hat geholfen. Ich sah, dass ich jeden Tag irgendeine, wenn auch noch so unscheinbare Freude hatte erleben dürfen, sah aber auch, dass oft nicht so sehr eine Freude, die wir erhalten, sondern ebenso, wenn nicht mehr, eine solche, die wir andern machen können, uns wohl tut und helfen kann, das Leben, das uns nutzlos geworden schien, zu ertragen.

Selbstverantwortung

In den Ferien, die zwischen meinem ersten und zweiten Seminarjahr lagen, veranstaltete ein Seminaristenverein mit studentenverbindungsähnlichem Gepräge einen Ferienbummel, und die Kameraden der ältern Jahrgänge kamen auch in unser Dorf. Ich durfte als Spiefuchs einer Kneipe beiwohnen. Abends zog die mun-

DENKSPORT AUFGABE-TR.

Der französische Anwalt V. hatte einen Verbrecher vor dem Strafgericht vergeblich verteidigt; das Gericht sprach die Todesstrafe aus. In der Nacht vor der Hinrichtung seines Klienten durch die Guillotine konnte der Verteidiger kein Auge schliessen. Gegen Morgen kleidete er sich wieder an, setzte sich in einen Stuhl und vergegenwärtigte sich die letzte Nacht des Todeskandidaten. Deutlich sah er vor seinem innern Auge, wie er nun geweckt, vor die Guillotine geführt wurde, niederkniete ... Just in diesem Augenblick kam die Frau des Anwalts ins Zimmer, ohne dass dieser es bemerkte und legte ihm mit einer besorgten Bewegung die Hand auf den Nacken. Die zufällige Übereinstimmung dieser Geste mit dem Bild seiner Vorstellung versetzte den Anwalt dermassen in Schrecken, dass er einen Herzschlag erlitt und sofort starb.

Frage: Was ist an dieser Geschichte völlig unmöglich? (nicht „unwahrscheinlich“).

Auflösung Seite 24

tere Schar singend wieder weiter über Berg und Tal. Ohne um Erlaubnis gefragt zu haben, marschierte ich mit. Von der nächsten Station aus, die man zu Fuss erreicht hatte, wollte man per Bahn noch ein Stück weit fahren, um abends mit einer andern Studentenverbindung eine Zusammenkunft zu haben. Vor der Abfahrt des Zuges fragte ich die Eltern telefonisch an, ob ich eigentlich mitgehen dürfe. Der Vater erklärte, dass er die Entscheidung darüber mir überlasse. Wenn ich das Gefühl habe, ich sei reif für diese Gesellschaft, so wolle er mir nicht davor sein. Nach einigem Besinnen

nahm ich dann aber Abschied von den muntern Gesellen und marschierte wieder heimwärts, wo ich mit grosser Befriedigung begrüsst wurde. Ich war stolz darauf, dass mir der Vater einen solchen Entscheid überlassen hatte, und war fortan viel eher geneigt, Ermahnungen von ihm anzunehmen, als es sonst dem Streben von Burschen meines Alters entsprach.

Die wohltätige Strenge

Wenn meine Brüder und ich am Neujahr nach altem Familienbrauch zusammenkommen und Erinnerungen an unsere Jugendstreiche auffrischen, so reden alle mit sichtlichem Behagen von den Strafen, welche auf diese folgten. Ich habe als Sozialfürsorger viele Bücher über das Wesen der Autorität gelesen, aber nie mehr einen Menschen angetroffen, der diese Autorität so richtig handhabte wie mein Vater. Dabei war mein Vater aber nicht etwa Lehrer, sondern Gärtnermeister.

Es gab in unserer Familie gewisse eherner Grundregeln, die unter allen Umständen befolgt werden mussten. Wir Kinder hatten vor dem Essen immer die Hände zu waschen, es galt, stets eine halbe Stunde nach Schulschluss zu Hause zu sein, und wir durften zu Hause kein wüstes Wort gebrauchen. Verfehlungen gegen das, « was sich gehört », wurden mit eiserner Strenge geahndet. Aber, und das ist nun das Bemerkenswerte: mein Vater hielt uns nie Strafpredigten. Er verlangte nicht, dass wir als reuige Sünder zerknirscht für unsere Untaten um Verzeihung bitten sollten. Doch Strafe musste sein. Es kam immer wieder vor, dass wir die Gebote des Vaters verletzten; aber wir wussten auch, dass dann der entsprechende Preis dafür zu zahlen war.

Als ich in die fünfte Klasse ging, stahl ich in einer Bäckerei mehrere Male Zehnerstückli, die ich unter der Pelerine in den Einkaufskorb verschwinden liess. Ich hatte furchtbare Gewissensbisse, konnte aber der Versuchung nicht wider-

stehen. Schliesslich kam die Sache aus. Mein Vater verdrosch mich daraufhin so, dass ich es noch tagelang spürte. Aber nachher war er wieder freundlich wie immer. Er machte keine grosse Geschichte aus der Angelegenheit, machte mir keine Vorwürfe, suchte nicht herauszufinden, wie das alles gekommen sei. Und dafür bin ich ihm heute noch dankbar, eben dafür, dass er so ganz anders vorging als viele moderne Pädagogen, die zwar die körperliche Strafe ablehnen, aber dafür dem Kinde dermassen auf die Seele knien, dass es beinah zugrunde geht.

Der Pariserhut

«Margritli, wollen wir miteinander in die Stadt gehen und einen Hut für dich kaufen?» fragte mein Vater. Er hatte mir eine Weile zugeschaut, wie ich missmutig an meinem Hütchen herumzerzte. «Einen schönen, der zu deinem neuen Kleidchen passt!» Nach einer Stunde kamen wir wieder heim mit dem schönsten Hut, den es in der ganzen Stadt gab. Ein Pariserhut! Ein Prinzessinnenhut! Mit weisser Seide war er überzogen. Er umschloss hinten eng meinen Kopf und bildete vorn ein glockenartig gewölbtes Vordächlein, das meine Haare frei liess und auf welchem seitlich zwei kugelförmige kleine Straussenfedern blütenhaft zart schimmerten. «Papa, findest du nicht, dass es schön ist, wenn man meine Haare sieht?» Ja, mein Vater fand das besonders schön. Meinem Vater gefielen meine Haare noch besser als mein Hut. «Feiner als die feinste Seide sind sie!» «Er passt so gut zum neuen dunklen Samtkleidchen, der Pariser Hut», sagte meine gute Mutter, «aber er ist zu teuer».

Meine gute Mutter hatte recht. Hatte sie wirklich recht? Dass der Preis des Pariserhutes ungewöhnlich hoch war — noch höher waren die Wogen des Glücks, das mich durchflutete. Ich gefiel mir vollkommen, wenn ich mein Spiegelbild sah. Ich war überzeugt, dass in der ganzen Welt kein kleines Mädchen existierte, das

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

(züritütsch)

Reded esoo, das äim *ali* Landslüt wo schwyzertütsch chönd, au verstönd! Es isch vergäabni Müe go Fröndwörter uufztische, wo de grööscht Täl vom Volch kän Hoochschy hät, was si selid bidüte.

○ Falsch + Richtig

- Er mues en *Alimäntationsbytraag* zaale.
- + Er mues öppis an *Lääbesunderhalt* zaale.
- Si hät *d Bilanz* uufgestellt.
- + Si hät *de Rächnigsabschluss* gmacht.
- S Guethabe isch *cediert* worde.
- + S Guethabe isch *überträt* worde.
- I möcht Si nüd *derangiere*.
- + I möcht Si nüd *stööre*.
- Die Mäinige händ *divergiert*.
- + D Mäinige sind *usenand ggange*.
- Die Frau binimt si eso *excentrisch*.
- + Die Frau tuet eso *überspannt*.
- Per *Hazard*.
- + Ganz *dur Zuefall*.
- Er isch *indisponiert*.
- + Er isch *nüd zwääg*.
- Si müend si chöne *legitimiere*.
- + Si müend si *chönen uuswyse*.
- *Nolens volens*.
- + *Wol oder übel*.
- Das isch es *pêle-mêle*.
- + Das isch en *Chrüsümüsi*.
- *Pro forma*.
- + *Zum Schy*.

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Zollikerberg, Zürich.

einen schönern Hut besass, den schönsten Hut nicht nur unserer Stadt — nein, der Welt — hatte mein Vater mir gekauft.

Ich hatte seither nicht immer die schönsten, noch die teuersten Hüte auf meinem Kopfe, aber wenn ich je einen Hut gesehen habe, der mir unerschwinglich schien — ich konnte ihn mit ruhiger Seele betrachten. Den schönsten Hut der Welt habe ich besessen, schon am Anfang meines Lebens.

Das schlechte Zeugnis

« Von heute an ist es Schluss mit dem Cäsar. Lang genug hast du es nun schon getrieben mit deinen Dreieren im Latein. Wenn du so wenig Interesse für eine humanistische Bildung aufbringst, ist es besser, du gehst in eine Handelsschule. »

Ich kannte zwar diese Aussprüche meines Vaters zur Genüge, und Vater kannte auch meine jeweiligen Antworten. Doch diesmal war es ihm bitterernst, und alles Sträuben half mir nichts. Ich muss schon sagen, es ist mir damals schwer angekommen. Allerlei phantastische Pläne habe ich ausgeheckt, und die Nacht vor dem ersten Handelsschultag bin ich auf dem Uetliberg umhergeirrt, meinen Pfadstrick und einen Abschiedsbrief in der Rocktasche, im Herzen einen tiefen Hass gegen meinen Vater. Trotzdem bin ich dann am folgenden Tage zur Handelsschule gegangen und bin dort geblieben bis zum Diplomabschluss.

Und dann ist das praktische Leben gekommen mit Schreibmaschinengeklapper, Steno, Korrespondenz. Doch all dies hat mir nicht genügen können. Immer hat eine Sehnsucht in mir gemottet nach etwas, das ich verloren zu haben glaubte. Da meldete ich mich in einem Maturitätsinstitut. Es war mir klar geworden, was mir gefehlt hatte: ich hatte nun

Sinn und Wert humanistischer Bildung erkannt. Es wurde ein schönes, ein gutes Lernen. Dass ich aber dies erleben durfte, das habe ich meinem Vater zu verdanken, der mich, den Fünfzehnjährigen, davor bewahrt hat, humanistische Weisheitsbrocken gedankenlos herunterzuwürgen.

Der Verzicht

Da ich das einzige Kind war, lag es nahe, dass ich nach der Absolvierung der Sekundarschule den väterlichen Beruf erlerne, um später die von meinem Vater in zäher Arbeit aufgebaute Werkstatt samt dem bäuerlichen Heimwesen weiterführen zu können. Schon hatten wir eine Lehrstelle im Welschland gefunden und den Lehreintritt vereinbart. Da gelang es einsichtigen Verwandten, meinen Vater davon zu überzeugen, dass ich meiner Art und Begabung nach dort nicht am rechten Orte gewesen wäre, und ohne die geringste Klage ermöglichte mir der Vater den weitem Schulbesuch, der mich einem Beruf zuführte, in dem ich meine volle Befriedigung gefunden habe.

Je mehr ich seither Einsicht in die Fragen der Berufswahl und der Elternwünsche erhalten habe, desto besser kann ich das Opfer ermessen, das mein Vater gebracht hat, indem er zugunsten seines Sohnes darauf verzichtete, seine Lebensarbeit weitergeführt zu sehen.

Die verschlossene Türe

Meine Mutter stammte aus einer sehr fleissigen Bauernfamilie und sah es nur ungern, wenn ich hinter Büchern steckte. Wohl gestattete auch mein Vater kein Uebermass, aber er duldete es ebenso wenig, dass der Natur eines Kindes Gewalt angetan werde. Die Freude an guter Lektüre ist mir bis auf den heutigen Tag geblieben, und die Bücher haben mir geistige Werte geschenkt, die mir kein Krieg rauben kann.

Lösung der Denksportaufgabe von Seite 22

Dass wir sie wissen! (denn der, der sie hätte erzählen können, ist tot).

Ebenso wertvoll für mein späteres Leben war, dass mein Vater uns schon früh lehrte, Schwierigkeiten zu trotzen. Mein Vater duldete es nie, dass man uns einer schweren Arbeit wegen bemitleidete. Man müsse sich nur etwas zutrauen, dann gehe es schon. Wohl fand ich es etwas hart, dass mein Vater, als ich meine erste Stelle in der französischen Schweiz antreten musste, beim Abschied sagte:

« Wenn es an dieser Stelle nicht geht, suche eine andere, aber komme nur nicht heim ! »

Ich weiss nicht, ob ich damals ausgeharrt hätte, wenn mir mein väterliches Haus ohne weiteres offen gestanden wäre. Das Ausharren- und Durchhaltenkönnen hat mich mein Vater gelehrt.

Die Probe

Als junges Mädchen lernte ich in den Ferien einen jungen Mann kennen. Wir verliebten uns unverzüglich. Wir schrieben uns, und wir trafen uns auch verschiedentlich. Wir waren felsenfest überzeugt, dass wir fürs Leben zusammengehörten. Ich teilte das meinen Eltern mit. Ich erklärte von Anfang an, wohl zu wissen, dass unsere Verhältnisse sehr verschieden seien, dass das aber kein Hindernis sein dürfe und ich unter allen Umständen gewillt sei, die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben sollten, zu überwinden.

Mein Vater sagte nicht viel, sondern lud meinen Freund zu einem Besuch ein. Nach diesem Besuch erklärte er mir rundweg, dass eine Heirat zwischen uns beiden ein Unglück bedeuten würde, nicht wegen der bescheidenen äusseren Verhältnisse des jungen Mannes, sondern weil dieser seiner ganzen Art nach nicht zu mir passe. Er sei überzeugt, dass wir uns gegenseitig nur unglücklich machen könnten.

Ich war empört. Ich verdächtigte meinen Vater, dass er nur an der Armut

meines Freundes Anstoss nehme und aus sozial rückständigen Motiven spreche. Ich erklärte ihm, dass ich entschlossen sei, an meinem Entschluss festzuhalten, auch wenn er die Heirat missbillige.

Ich hatte erwartet, mit dieser Stellungnahme den Zorn meines Vaters zu wecken, ja, ich hatte sogar fast darauf gehofft. Wenigstens war ich, als er zunächst gar nichts sagte und nur traurig war, ohne mir Vorwürfe oder Ermahnungen zu geben, viel beunruhigter, als ich bei einem Zornausbruch gewesen wäre.

Nach einigen Tagen machte mir mein Vater folgenden Vorschlag: Wenn du so sicher bist, dass ihr beide zueinander passt, dann sollt ihr einander haben, und es soll nicht an mir fehlen, eure Zukunft nach meinen Kräften zu erleichtern. Aber ihr werdet mir das Recht zu geben, zu verlangen, dass ihr euch zunächst noch wirklich kennenlernt. Dein Freund soll ein halbes Jahr nach Zürich ziehen; ich werde ihn in meinem Betrieb beschäftigen, wenn er es nicht vorzieht, anderswo Beschäftigung zu suchen. Ich bin auch einverstanden, wenn du nach O. gehst und vielleicht in der Familie deines Freundes in der Haushaltung mithilfst.

Mein Freund weigerte sich, seine Stelle zu verlassen. Da ich aber felsenfest überzeugt war, dass meine Wahl richtig sei, bat ich, dem Wunsche meines Vaters gemäss, seine Eltern, in ihrem Haushalt — es waren noch vier kleine Geschwister da — mitarbeiten zu dürfen. Dieser Wunsch wurde mir, wenn auch nicht ganz ohne Widerstände, gewährt. Schon nach zwei Monaten wusste ich, dass mein Vater recht hatte. Es war mir klar, dass unsere ganze Lebenseinstellung, nicht etwa nur unsere äusseren Verhältnisse, viel zu verschieden waren, um uns gegenseitig glücklich zu machen. Ich kehrte zurück in das Haus meines Vaters — nicht als reuige Sünderin, aber immerhin um ein gutes Stück vorsichtiger und erfahrener.
